

INKLUSION

Menschen mit Behinderung
mitten drin in der Gesellschaft
und von Anfang an dabei

HephataMagazin

EINBLICKE - ANSICHTEN - AUSBLICKE

Nr.28

November / 11



Inhalt

HephataMagazin
Ausgabe 28 | November 2011



Editorial	01	Das Modell PUKY Neue Wege zur Teilhabe von Menschen mit Behinderung am Arbeitsleben	14
Voll im Leben ein Plädoyer für (mehr) Inklusion von Barbara Gieseler	02	Namen und Neuigkeiten	16
Stell Dir vor, die Welt ist barrierefrei, und keiner geht hin... Betrachtungen von Vanessa Schäfer	06	Über die Zeit Texte aus der Schreibwerkstatt des Ateliers Strichstärke	20
Inklusion verändert – Prof. Dr. Erik Weber über notwen- dige Veränderungsprozesse in unserer Profession und unseren Haltungen	08	Geistliches Wort von Christian Dopheide	21
Inklusion bedeutet für mich,... Reinhard Lenders und seine Sicht zum Thema	10	Hohe Zufriedenheit bei den Kunden der Hephata Garten-Shops in Mönchengladbach Ergebnisse einer Studie	22
Eingeschlossen? Einbeschlossen. Kleines Wortgeklingel von Prof. Dr. Johannes Roskothen	11	Integration ist für mich ein Prozess. Inklusion ein Zustand Sonja Zeigerer bei Familie Franzen in Essen	24
Begegnung fördern – Inklusion schaffen Das neue Spendenprojekt	12		

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

wie ein Meteor ist der Begriff „Inklusion“ in die deutsche Fachdiskussion eingeschlagen und liegt da nun so rum. Etwas Sinnhaftes anstellen kann man damit erst einmal nicht. Drumherum kommt man aber auch nicht. Schließlich stammt er aus dem heiteren Himmel der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung und macht sich unter uns mit völkerrechtlicher Verbindlichkeit breit.

Zweierlei kann man schon einmal ausschließen.

Zum einen ist „Inklusion“ kein neuer heilpädagogischer Fachbegriff, mit dessen Hilfe irgendwelche bahnbrechende neue Methoden entwickelt werden könnten. Auch weiterhin wird es unsere Profession bleiben, dazu beizutragen, dass das Leben von Menschen gelingt, die hierfür in besonderer Weise auf die Assistenz anderer angewiesen sind.

Zum andern aber bezeichnet „Inklusion“ auch nicht das Reich, in dem sich alle lieb haben und die Wölfe bei den Lämmern wohnen. Abgesehen davon, dass die Vereinten Nationen so etwas niemals beschließen würden, steht es auch uns Christen nicht zu Gebote, dem ängstlichen Harren der Kreatur durch unsere gesellschaftspolitischen Interventionen ein vorzeitiges Ende zu bereiten.

So liegt denn der Reiz dieses Begriffes gerade in seiner Fremdheit. Es ist zuvörderst ein *Rechtsbegriff*. Er entstammt der Bürgerrechtsbewegung - vor allem der amerikanischen. Er hat deshalb mehr Nähe zu Martin Luther King als zu Johann Hinrich Wichern. Wollten wir anschlussfähig bleiben (oder werden) zu diesen beiden großen Gestalten der Kirchengeschichte, dann müsste es uns gelingen, unsere Diakonie zu gestalten als *Dienst am Bürgerrecht*.

Schauen Sie einmal nach, ob dieses Heft dazu den einen oder anderen Hinweis gibt. Die Vielfalt der Beiträge ist diesmal besonders groß. Das Thema verlangt dies. Barbara Gieseler führt ins Thema journalistisch ein. Vanessa Schäfer verweist auf Avila, die erste Stadt Europas, die wegen ihrer Inklusionspolitik ausgezeichnet wurde. Aber verpassen Sie auf keinen Fall das Naheliegende: dass wir nämlich mit Reinhard Lenders jemanden fragen, der in Sachen „Inklusion“ nun wirklich über Kompetenz verfügt. Und Erik Weber führt in seinem Beitrag aus, was die Mutter von Sarah-Lisa Franzen auf den Punkt bringt: „Inklusion müsste im Kopf der Menschen beginnen.“ Die gute Nachricht dabei: wenn das so ist, dann kann ja jeder von uns gleich loslegen.

Eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit wünscht Ihnen



HEPHATA. unternehmen mensch.

Ihr Vorstand der Evangelischen Stiftung Hephata

Pfarrer
Christian Dopheide

Dipl.-Kaufmann
Klaus-Dieter Tichy



VOLL IM LEBEN!

ein Plädoyer für (mehr)



WIR ALLE KÖNNEN BETROFFENE SEIN! JEDERZEIT! VON EINER SEKUNDE ZUR ANDEREN:



„Sonja, ich bin schon fertig!“ Der zehnjährige Daniel Julián spricht eine Spur zu laut. Irgendwo im Klassenraum kichert jemand. Sonia Márquez wendet sich dem Jungen zu, der gerade seine Rechenaufgaben gelöst hat und darauf wartet, dass die Lehrerin sie kontrolliert. Zuvor hat sie zugesehen, wie Daniels Mitschülerin Rocio Bernet ihre eigenen Aufgaben rechnet. Sonia Márquez ist die zweite Lehrkraft im Raum. Währen sie sich um Daniel und Rocio kümmert, geht der Mathematiklehrer Eliseo Salgado ruhig von Fünfertisch zu Fünfertisch und hilf den übrigen Schülern der 4B beim Dividieren.“

So beginnt ein wunderbarer Bericht von Merten Worthmann in der Zeitschrift Menschen vom Februar 2011 – die Leichtigkeit, die dieses Beispiel transportiert, hat mich berührt. Daniel ist übrigens Autist und Rocio hat das Down-Syndrom. Gemeinsam mit sogenannten „normalen“ Kindern gehen sie in eine Grundschule bei Barcelona in Spanien.

Ich stelle mir vor, wie einfach das Zusammensein von behinderten und nicht behinderten Kindern sein könnte, wenn sie es von Anfang an nicht anders kennen würden. Kinder, die sich nicht über seltsame Laute, „andere“ Körperbewegungen oder ein etwas selteneres Äußeres wundern. Und es für völlig normal halten, jemandem zu helfen wenn es sein muss. Welch ein Geschenk für diese Kinder! Viele Kommunikationsprobleme bleiben ihnen erspart. Der Zugang

zu anderen Menschen, anderen Völkern wird ihnen später viel leichter fallen. Wer sich als Kind ganz selbstverständlich mit Handicaps und Toleranz auseinandersetzt – oder es einfach miterlebt – kann selbst auch mit eigenen Handicaps besser umgehen, falls das Leben es erfordern sollte.

Ich stelle mir vor, wie eine Gesellschaft wäre, in der so ein Aufwachsen grundsätzlich möglich ist. Welch eine Chance!

Inklusion ist das Wort, womit das Konzept der spanischen Schule beschrieben wird. Inklusion bedeutet Teilhabe, von Anfang an dabei sein.

Wenn man bedenkt, dass in Deutschland nur vier bis fünf Prozent der Behinderten so zur Welt kommen, die Mehrzahl der Behinderungen erst im Laufe des Lebens erworben werden, wird deutlich, wie sehr unsere Gesellschaft etwas Entscheidendes ausblendet: **Wir alle können Betroffene sein!** Jederzeit! Von einer Sekunde zur anderen: durch Unfälle, Schlaganfälle, Herzinfarkte, durch psychische Traumata, Burn-Out im Beruf, durch falsche Behandlungen von Ärzten, durch Fehldiagnosen, missglückte Operationen. Ein Skiunfall im Winterurlaub, ein Fahrradunfall an einem schönen Sommertag oder ein Sturz können innerhalb von Sekunden das bisherige Leben für immer beenden. Können aus einem erfolgreichen Manager einen hilflosen Schwerbehinderten machen.

Also geht Behinderung uns alle an! Wie will ich leben, wenn es mich selbst eines Tages treffen sollte?

„Inklusion heißt Gemeinsamkeit von Anfang an“ UN-Konvention über Rechte von Menschen mit Behinderungen

Der Leitgedanke der Inklusion fußt auf dem Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (UN-Behindertenrechtskonvention) vom 3. Mai 2008. Für alle 85 Mitgliedsstaaten, die bis 2010 unterschrieben haben, völkerrechtlich wirksam. In Deutschland seit dem 26. März 2009 in Kraft.

Darin gilt das „Recht auf Teilhabe“ von Menschen mit Behinderung als das zentrale Menschenrecht. „Das bedeutet: Nicht der Mensch mit Behinderung muss sich anpassen, um „dabei“ sein zu können, sondern wir müssen alle gesellschaftlichen Bereiche seinen Bedürfnissen entsprechend anpassen und öffnen. Niemand darf ausgegrenzt werden“, erläutert Hubert Hüppe, Beauftragter der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen die Konvention.¹

Die in der Konvention festgeschriebenen Rechte behinderter Menschen beginnen mit dem Recht auf Leben, auf gleiche Anerkennung vor dem Recht und Schutz der Rechts- und Handlungsfähigkeit, gehen über das Recht auf unabhängige Lebensführung und Einbeziehung in die Gesellschaft, das Recht auf Zugang zu Informationen, auf



Bildung und Gesundheit, das Recht auf Arbeit und Beschäftigung und münden unter anderem im Recht auf Erholung, Freizeit und Sport.

Wichtig erscheint mir einer der Gründe für die Entwicklung der Konvention, zu finden in der Präambel (vgl. so genannte Schattenübersetzung). Dort wird die Sorge geäußert „dass sich Menschen mit Behinderungen (...) in allen Teilen der Welt nach wie vor Hindernissen für ihre Teilhabe als gleichberechtigte Mitglieder der Gesellschaft sowie Verletzungen ihrer Menschenrechte gegenübersehen“. ² Mit anderen Worten: **Die bestehenden Systeme genügen entweder nicht oder werden nicht richtig umgesetzt.**

Die Konvention ist durch nichts mehr mit früheren Fürsorgemodellen zu vergleichen und reicht weit über die Integrationsbemühungen der Behindertenpolitik der 80iger und 90iger Jahre hinaus. Sie ist umwälzend anders: So anders, dass Experten von beträchtlichen politischem „Zündstoff“ sprechen, andere an der praktischen Umsetzbarkeit zweifeln. Denn die Konvention fordert ein Gesellschaftsbild mit Strukturen, die der „realen Vielfalt menschlicher Lebenslagen – gerade auch von Menschen mit Behinderungen – gerecht werden. Und zwar von vornherein!“ ³ In solch eine Gesellschaft muss kein Behinderter mehr „integriert“ werden, denn er ist ja schon mitten drin!

Wie soll man zum Beispiel einer 27jährigen jungen Frau, die nach einem Unfall durch schwerste Kopfverletzungen ihr Leben lang gezeichnet ist, erklären, dass sie nun als Behinderte in die Gesellschaft „integriert“ werden muss?

In Deutschland haben sich 2009 die Regierungsparteien im Koalitionsvertrag darauf geeinigt, einen „Nationalen Aktionsplan“ (NAP) zur Umsetzung der UN-Konvention für die Rechte Behinderter zu entwickeln. Er gilt seit 15. Juni 2011, zunächst für 10 Jahre und wurde von der Bundesregierung, Ländern und Gemeinden „und unter größtmöglicher Beteiligung von Menschen mit Behinderung, ihren Verbänden und Insti-

tutionen“ entwickelt. ⁴ Letzteres ist ein wesentlicher Fortschritt! Der Plan sieht Maßnahmen vor, die bei Arbeit und Beschäftigung beginnen, über Bildung, Mobilität, gesellschaftliche und politische Teilhabe, Persönlichkeitsrechte reichen und



In Mönchengladbach bietet Hephata Schulbegleitung an.

bei Internationaler Zusammenarbeit enden. Inklusion bedeutet das Ende einer Zwei-Welten-Theorie. Das zu erreichen ist jedoch eine gewaltige Aufgabe.

Inklusion heißt Gemeinsamkeit von Anfang an. Sie beendet das aufwendige Wechselspiel von Exklusion (= ausgrenzen) und Integration (= wieder hereinholen). ⁵

„Behindert ist man nicht. Behindert wird man“

BARRIEREN IM KOPF

Zurück nach Spanien. Die Klassen in der Grundschule Folch i Torres werden von zwei Lehrern unterrichtet: Sonia Márquez ist Lehrerin für „Kinder mit spezifischen Bedürfnissen“. „In Katalonien können Schulleiter zusätzliche Lehrkräfte mit besonderer Ausbildung beantragen, wann immer diese benötigt werden. (...) Schüler mit Behinderungen sollten nach Möglichkeit an gewöhnlichen Schulen unterrichtet werden“, schreibt Merten Worthmann. Und auf dem Schulhof? Spielt Rocío, das Mädchen mit dem Down-Syndrom, am liebsten Fußball mit den anderen, das gehört zu ihren Leidenschaften und die Mitschüler unterstützen sie nach Kräften, erzählt ihre Lehrerin. Man sei hier längst über das Stadium der Integration hinaus und befinde sich mitten im Prozess der Inklusion.

In Deutschland ist man jedoch noch nicht so weit, beklagen Behindertenvertreter, hier gehe der Prozess der Inklusion nur schleppend voran.

Das Problem sind die Barrieren im Kopf: „Ich finde es schade, dass Behinderte so schnell in eine Schublade gesteckt werden, denn behindert oder nicht, sind auch diese Menschen genauso individuell“, schreibt Silke Miller auf der Seite www.einfach-teilhaben.de

Stellen Sie sich vor, Sie sind mit dem Down-Syndrom oder einer Contergan-Schädigung zur Welt gekommen. Das Leben ist vielleicht beschwerlich. Vielleicht. Für Sie selbst ist es jedenfalls völlig „normal“. Aber irgendwann bemerken Sie, wie sehr Sie nicht „normal“ sind, denn das Umfeld ist nicht passend für Sie. Sie gehen auf „andere“ Schulen, es gibt weniger Ausbildungsmöglichkeiten für Sie, die Umgebung ist nicht auf Ihre Körpergröße eingestellt, die Leute starren und sagen, Sie seien „behindert“, obwohl Sie selbst das gar nicht so empfinden. Wozu gibt es schließlich Füße?! Oder eine begnadete Stimme, wie die von Thomas Quasthoff.

Was ist eigentlich „normal“?

Wo fängt „Behinderung“ an?

Wer erlebt Behinderung als Behinderung: Die „Behinderten“ oder die „Normalen“?

Wer definiert Behinderung?

Die Menschen mit Behinderung sicherlich nicht, denn sie würden andere Kriterien ansetzen. So lautet auch ein Slogan der „Aktion Mensch“: **„Behindert ist man nicht. Behindert wird man“.**

Bei uns in Deutschland erleben Eltern eines behinderten Kindes, die es zur Schule anmelden wollen, unter Umständen folgendes Szenario:

„Die Lehrkräfte der Schule fühlen sich angesichts der Behinderung des Kindes überfordert. Sie erklären, dass für solche „Fälle“ Förderschulen zuständig seien. Berührungängste entladen sich in aggressiven Äußerungen oder vorgeschobenen Ausreden gegenüber den Eltern. „Wie stellen Sie sich das denn vor, was soll ich denn sonst noch alles leisten, wissen Sie wie viele

Migrantenkinder ich unterrichten muss?“, „das geht hier nicht, wir haben keine Behindertentoilette, versuchen Sie das doch mal an einer anderen Schule.“ ...Selbst der Blickkontakt mit dem Kind wird dabei oft genug vermieden.“ ⁶

Hier soll Carina zu Wort kommen. Sie hat das Down-Syndrom und erzählt im Internet zum Beispiel über ihre Schulzeit:



Foto: © www.carinasblog.de

„Normalerweise müssen Kinder mit Down-Syndrom in eine Sonderschule für praktisch Bildbare. Ich hatte Glück ... und fand eine weiterführende Schule. Auch hier kam ich gut mit. Der Fachberater hatte zwar gemeint, dass ich am Englischunterricht nicht teilnehmen könnte sondern mit meinem Sonderpädagogin in der Ecke sitzen müsste. Aber das war ein Irrtum. Ich konnte gut mitmachen. Englisch war mein Lieblingsfach, ich war Klassenbeste und bekam eine Eins im Zeugnis.“ ⁷

Schauen wir unsere Gesellschaft genauer an. Sie ist eine gute, eine demokratische, eine mit einem sehr guten Rechtssystem ausgestattete. Kurz: Eine Gesellschaft, die vielen Menschen viele Möglichkeiten der persönlichen Entfaltung bietet und (immer noch) über ein, vor allem verglichen mit vielen anderen Staaten, funktionierendes soziales Netz verfügt. Jeder und jeder hat einen Platz.

Allerdings in verschiedenen Gruppen. Unsere Gesellschaft ist eine Art „Clübchenwirtschaft“. **Wir teilen ein:** In Reiche und Arme, in Menschen mit Arbeit und Hartz IV-Empfänger, in Gesunde und Kranke, in Behinderte und Nicht-Behinderte, in Menschen mit Migrationshintergrund, mit oder ohne deutschen Pass, in Alte und Junge, Dicke und Dünne...

Quellen der Zitate:

- 1 vgl. Die UN-Behindertenrechtskonvention, Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen, S. 4
- 2 vgl. Die UN-Behindertenrechtskonvention, Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen, S. 9
- 3 vgl. Valentin Aichele, „Behinderung und Menschenrechte“, in: APuZ Aus Politik und Zeitgeschichte, 23/2010, 7. Juni 2010, S. 17
- 4 vgl. „Unser Weg in eine inklusive Gesellschaft, Der Nationale Aktionsplan der Bundesregierung zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention
- 5 vgl. „Unser Weg in eine inklusive Gesellschaft, Der Nationale Aktionsplan der Bundesregierung zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention“, S. 11
- 6 vgl. „Empfehlungen der Landesarbeitsgemeinschaft Gemeinsam Leben, Gemeinsam Lernen NRW e. V. zur Umsetzung der UN-Konvention über die Rechte der Menschen mit Behinderung im nordrhein-westfälischen Schulwesen, Juni 2011
- 7 vgl. „Carinas Blog“ (Ein Projekt von Carina Kühne im Rahmen der Kampagne „Voll im Leben“ im Auftrag der Aktion Mensch e.V. Carina Kühne schreibt in diesem Blog ohne redaktionelle Einflussnahme seitens der Aktion Mensch.)

Eine Gesellschaft, die einteilt, grenzt automatisch aus: Wir und Ihr. Dazu kommt Stigmatisierung: Einmal sozial benachteiligt, immer sozial benachteiligt? Der Zusammenhang zwischen Armut und schlechter Bildung ist inzwischen nachgewiesen.

Zurück zu den behinderten Menschen: Wie ist unser Bild von Menschen mit Behinderung? Immer noch ein defizitär orientiertes, sagt Heiner Bielefeldt, Direktor des Instituts für Menschenrechte. Dieses Denken ist eine Barriere im Kopf. Zur Inklusion führt jedoch nur der barrierefreie Weg.

„Was wir tun, ist ganz einfach normal und natürlich“

INKLUSION IST MÖGLICH

Aber auch dann, wenn die Barrieren im Kopf verschwunden sind, wird es für die Staaten, die sich der UN-Konvention für die Rechte Behinderter angeschlossen haben, schwierig.

Alein 50 Paragraphen beinhaltet die Konvention, in Deutschland erfasst der Nationale Aktionsplan 12 Handlungsfelder und listet mehr als 200 Maßnahmen auf über 234 Seiten auf. „Nur“ die Umsetzung der Rechte auf Arbeit, Beschäftigung und Bildung stellen uns vor eine große Aufgabe: Sie betrifft etwa 3 Millionen Menschen mit Behinderungen im erwerbsfähigen Alter und etwa 98.000 behinderte Schülerinnen und Schüler, die zur Zeit 703 Förderschulen in Nordrhein-Westfalen besuchen. **Nur 20 % aller Kinder mit Förderungsbedarf besuchen bei uns die Schule gemeinsam mit nicht behinderten Kindern!** (NAP)

Strukturen müssen geändert werden. Wenn man denn mit Inklusion ernst machen möchte. Dazu müssen wir alle uns klar machen, dass nicht nur jeder selbst, sondern jeder auch als Angehöriger ganz schnell in die Situation kommen kann, auf Hilfe, Toleranz und Unterstützung der Gesellschaft angewiesen zu sein. Erst dann verstehen wir, wie unsinnig die Einteilung in „wir“ und „die anderen“ wirklich ist und wie hinderlich Ängste vor Veränderungen z.B. im Schulsystem oder in der Behindertenarbeit sind.

Wir sollten nicht mehr länger reden und planen, Inklusion (ich gebe zu, kein besonders einladender Begriff, aber man gewöhnt sich dran!) muss gelebt werden!

Ausprobiert. Sicher, man könnte verzagen: Die Aufgaben, die vor uns liegen, kosten ja auch viel Geld. Doch wir leben – immer noch! – in einem der reichsten Staaten der Erde, sonst könnten wir sicherlich nicht über 200 Milliarden Euro bereitstellen, um das Missmanagement einiger europäischer Staaten und potenzieller Bankrotteure aufzufangen.

Eine Illusion? Nur eine Utopie?

Nein. Inklusion ist ein Weg. Allein über sie nachzudenken lohnt sich. Zwar braucht sie viel Phantasie, finanzielle Mittel und einen langen Atem. Zwar braucht sie: Mut. Hinschauen. Einfühlen. Ausprobieren. Korrigieren. Weiter machen. Neues erblühen lassen.

Inklusion braucht keine Schubladen, kein Verstecken hinter alten Strukturen, kein Verzetteln in bürokratischen Sümpfen oder ein verzagtes Aufgeben vor den Mühen. Was nicht passieren darf ist ein Steckenbleiben auf halber Strecke. **„Wir fangen nicht bei Null an“**, steht im Nationalen Aktionsplan.

Und der Direktor der spanischen Grundschule Folch i Torres stellt fest:

„Was wir tun, ist ganz einfach normal und natürlich.“

Barbara Gieseler arbeitet seit 26 Jahren als freie Journalistin. Sie kennt die Probleme behinderter Menschen und ihrer Angehörigen aus dem eigenen familiären Hintergrund heraus.

<http://>

Wer sich im Internet informieren möchte, findet hier eine Menge an Informationen:

www.einfach-teilhaben.de

Webportal für Menschen mit Behinderungen

www.behindertenbeauftragter.de
Politik für Menschen mit Behinderung

www.institut-fuer-menschenrechte.de
Informationen über Menschenrechte

www.fr-eineschule.de
Modellschule für Inklusion

www.eine-schule-fuer-alle.info
Kölner Elternverein

www.carinasblog.de
carinas blog-tagebuch

Stell Dir vor, die Welt ist barrierefrei, und keiner geht hin...

Text: Vanessa Schäfer Fotos: Udo Leist



Mit dem Bus in die Stadt fahren, sich dort in den Geschäften umschauen und ein paar Andenken erstehen, den Ausblick von der mittelalterlichen Stadtmauer genießen, anschließend ein leckeres Mittagessen in einem nahe gelegenen Café.

Ein ganz normaler Urlaubstag? Für mich zurzeit sicherlich, aber wie sieht es aus, wenn ich im Rollstuhl sitze, nicht hören oder sehen oder gar nicht erst mit dem Bus fahren kann, weil mein Orientierungssinn nicht ausreicht, um mich ans Ziel zu führen?

In der spanischen Stadt Ávila ist ein solcher Urlaubstag auch für Menschen mit physischer Behinderung keine Wunschvorstellung mehr, sondern Realität. Denn Ávila ist Preisträger des sogenannten Access-City-Awards, der im Jahr 2011 zum ersten Mal von der EU verliehen wurde. Er wird an Städte aus den 27 EU-Staaten verliehen, die mehr als 50.000 Einwohner haben und nachweisen können, dass sie ihre Barrierefreiheit verbessern. Ávila konnte sich am Ende gegen die ebenfalls nominierten Städte Barcelona, Köln und Turku durchsetzen.

Diese Preisverleihung macht mich neugierig: Vielleicht ist Ávila auch ein tolles Reiseziel für Menschen, die Angebote von Hephata nutzen. Vielleicht ist dort physische Barrierefreiheit wirklich Realität? Es gibt einen ansprechend aufgemachten Stadtführer, in dem Unterkünfte, Restaurants und Kulturdenkmäler dargestellt sind und auf ihre Barrierefreiheit überprüft wurden. Es sind Bilder vorhanden, die die Beschreibungen verdeutlichen. Die Umgebung der Hotels ist beschrieben, auch die räumliche und technische Ausstattung der Zimmer wird detailliert dargestellt.



Auf der Homepage von Ávila finde ich einige Initiativen, die mir weitere Begründungen dafür liefern, dass Ávila wirklich schon einige Schritte in Richtung einer barrierefreien Zukunft getan hat. Ein Preis für die besten Fotos zu einem Leben ohne Barrieren ist ausgeschrieben, es gibt immer wieder „Runde Tische“ zu Fragen der Barrierefreiheit. Menschen, die von Behinderung betroffen sind, können dort

als Experten in eigener Sache ein Feedback zur Entwicklung der Stadt geben und Einfluss nehmen. Besonders positiv fällt mir auf, dass alle öffentlichen Busse als barrierefrei ausgewiesen sind oder dass man verschiedene Kirchen und die mittelalterliche Stadtmauer auch im Rollstuhl erreichen kann.

Die physische Barrierefreiheit ist in Ávila also offensichtlich schon ziemlich fortgeschritten, doch wie steht es dort um die kommunikative? An einigen Orten beherrscht das Personal Gebärdensprache, ein paar schriftliche Hinweistafeln werden akustisch unterstützt. Neuerdings kann man mit Hilfe eines elektronischen Hilfsmittels einen Rundgang auf der Stadtmauer machen, bei dem alle Informationen in spanischer oder internationaler Gebärdensprache vermittelt werden. Inzwischen bin ich richtig neugierig geworden und erwäge ernsthaft, mir diese Stadt in meinem nächsten Urlaub einmal persönlich anzusehen.

Doch hier, in einem Magazin zur Inklusion, genügt es mir nicht, die zunehmende Barrierefreiheit einer einzelnen Stadt zu feiern. Allein da Städte wie Ávila – wie ja schon der Preis beweist – eine Ausnahme zu sein scheinen. Nach wie vor ist es in den meisten mir bekannten deutschen Städten so, dass Menschen mit Behinderung nicht annähernd alle Orte aufsuchen können. Weil körperliche Barrieren vorhanden sind. Weil geistige Barrieren vorhanden sind.



Ein Foto aus der Zukunft: Fahrkartensautomaten mit einfacher Sprache und Bedienung wünschen sich sicher viele Nutzer der Bahn

Eine Kundin, die ambulante Leistungen von Hephata bezieht, schilderte mir kürzlich ihre Probleme, wenn sie sich eine neue Stadt ansehen möchte. Zunächst benötigt sie Unterstützung, um sich die entsprechende Bahnverbindung herauszusuchen, da viele Internetseiten immer noch so gar nicht barrierefrei sind. Wenn die Kundin dann aber doch ihr Reiseziel erreicht hat, möchte sie sich die Sehenswürdigkeiten ansehen. In manchen Städten gelangt sie problemlos dorthin. In fremden Städten kommt sie manchmal aber nicht umhin, andere Menschen nach dem Weg zu fragen. Sie macht das nicht so gern, weil sie die Erklärungen nicht immer versteht und dann an der falschen Stelle auskommt. Sie ist sehr ungern abhängig von anderen und möchte sich die Stadt selbst erschließen. Ihr Lösungsansatz ist der, dass sie sich ein modernes Telefon mit Navigation anschaffen möchte. „Ich brauche dann aber auch jemanden, der mir das Telefon erklärt“, sagt sie. „Macht ihr das auch?“

Das Gespräch hat mich nachdenklich gestimmt. Denn ich bin mir sicher, dass es ganz viele Menschen mit Behinderung gibt, die aufgrund der fehlenden Barrierefreiheit noch viel zu oft auf die Unterstützung durch andere Menschen angewiesen sind. Einigen Menschen fällt es leicht, diese Unterstützung anzunehmen oder darum zu bitten. Andere

Menschen hingegen wünschen sich ein möglichst hohes Maß an Unabhängigkeit. Zu letzteren Menschen würde ich sicherlich gehören, wenn ich von Behinderung betroffen wäre. Aus diesem Grund möchte ich Menschen weiterhin dabei unterstützen, ihren Weg nicht nur durch Städte, sondern auch durch ihr gesamtes Leben, möglichst unabhängig zu beschreiten.

Als ich einige Stunden später durch den Düsseldorfer Hauptbahnhof gehe, wirkt das Gespräch noch nach. Viele Details, die ich sonst übersehe, stechen mir ins Auge: die Gleisnummern sind recht klein, Hinweisschilder sind nicht immer auf den ersten Blick erkennbar. Sie sind nicht immer einheitlich gestaltet. Das Lesen von Fahrplänen ist schon eine Herausforderung für Menschen ohne sogenannte geistige Behinderung.

Sicherlich gibt es auch einige Lichtblicke. Kürzlich ist ein neuer Boden verlegt worden mit einem taktilen Leitstreifen, der Menschen mit reduzierter Sehkraft den Weg zu den Gleisen zeigt. Es gibt auch ein Café für gehörlose Menschen. Dennoch wird mir deutlich, wie weit der Weg zur Umsetzung von Barrierefreiheit noch ist.

Nun zurück zu der Frage, ob in Ávila physische Barrierefreiheit tatsächlich Realität ist. Aus der Ferne betrachtet ist diese Stadt tat-

sächlich vorbildlich, was ihre Bemühungen angeht. Doch ob zum Beispiel eben erwähnte Kundin – eine Frau mit geistiger Behinderung – in Ávila ohne zu fragen an jedes gewünschte Ziel käme, das bleibt fraglich. Vielleicht gibt es ja eines Tages auch einen Preis, der einer Stadt für besondere geistige oder kommunikative Barrierefreiheit verliehen wird.

Noch drängt sich mir das Zitat des amerikanischen Dichters Carl Sandburg in den Sinn, der sich drei Jahre vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs fragte, was wohl wäre, wenn Krieg wäre, und keiner hin ginge. Und entschuldigen Sie bitte meine leichte Illusionslosigkeit, wenn ich nun ende mit den Gedanken:

Stell Dir vor, die Welt ist barrierefrei, und keiner geht hin.

Vanessa Schäfer ist Diplom-Psychologin. Zurzeit leitet sie eine Regionalabteilung im südlichen Rheinland (Kreis Euskirchen und linksrheinischer Rhein-Sieg-Kreis). Sie ist seit 2010 Mitglied im Beirat des HephataMagazins

Inklusion verändert –

Über notwendige Veränderungsprozesse in unserer Profession und unseren Haltungen

Inklusion ist in aller Munde. Es vergeht keine behindertenpädagogische oder -politische Veranstaltung, ohne dass der Begriff in Tagungsprogrammen oder Titeln von Vorträgen fehlt. Inklusion boomt. Es ist bereits erkennbar, dass der Begriff, wie viele Begriffe vor ihm, inflationär auftaucht, an Klarheit und Schärfe verliert und abgeleitet in einen ‚Jargon der Eigentlichkeit‘, wie es Jantzen unter Verweis auf Adorno anmahnt (Jantzen 2009). Jantzen weist hier darauf hin, dass sich die Funktion eines solchen Jargons beispielsweise in Festreden zeige – ergänzt werden kann auch, wenn ein solcher Jargon (und dies geschieht mit dem Begriff der Inklusion derzeit) beispielsweise von (Kosten-)Trägern in der Behindertenhilfe in Selbstdarstellungen und Unternehmensbeschreibungen aufgegriffen wird und seine Nutzung dann davor schützt, sich näher mit der Sache (hier: der Gestaltung eines inklusiven Gemeinwesens) beschäftigen zu müssen. Dies scheint trotz der möglichen Kraft des Inklusionsparadigmas, als Leitperspektive im Feld der Behindertenpädagogik und Sozialen Arbeit zu fungieren, eine große Gefahr zu bleiben.

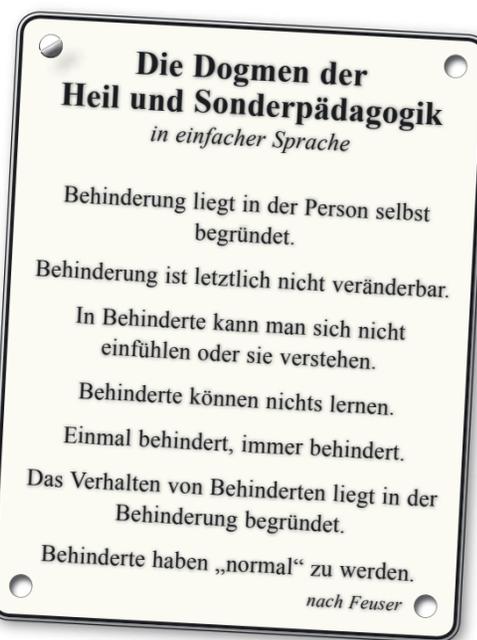
„Dies verlangt keinen generellen Verzicht auf ‚Edelsubstantive‘ des Jargons, wie ‚Dialog‘, ‚Achtsamkeit‘ oder ‚Empowerment‘ [oder Inklusion, e.w.]. Doch ist einerseits ihr Bedeutungsbereich näher festzulegen und andererseits ihr appellativer, quasireligiöser, ihr metaphysischer Überschuss so zu bändigen, dass er der Wirklichkeit standhält“ (Jantzen 2009, 4).

Leidet die Inklusionsdiskussion bereits an einem appellativen, quasireligiösen oder metaphysischem Überschuss? Es hat hier und da zumindest den Anschein. In diesem kurzen Beitrag soll daher nicht abermals der Inklusionsbegriff etwa in Abgrenzung zu dem der Integration diskutiert werden, sondern es soll gefragt werden, inwieweit die Inklusionsdiskussion dazu beitragen kann, überkommene Positionen der traditionellen Heil- und Sonderpädagogik zu verändern.

Dabei ist die paradoxe Situation zu berücksichtigen, dass es sich bei der Inklusion um ein unerfüllbares Ideal handelt, „... ein Ideal, das unmöglich zu realisieren ist, aber dessen

Unrealisierbarkeit dennoch den Weg anzeigt, auf dem ein radikal demokratisches Projekt fortschreitet“ (Butler 1998, o.S.).

In den Augen Judith Butlers haben wir es also bei der Inklusion mit einem radikal demokratischen Prinzip zu tun, und es darf bezweifelt werden, ob die traditionelle Heil- und Sonderpädagogik sich in der Vergangenheit an radikal demokratischen Prinzipien orientiert hat. Vielmehr war die traditionelle Heil- und Sonderpädagogik von aktuell in der Kritik stehenden Prinzipien durchdrungen, die Feuser (1995) einmal als „Dogmen der Heil und Sonderpädagogik“ entlarvt hat. Diese „Dogmen“ könnten in einfacher Sprache etwa wie folgt lauten:



Solche Gedanken, oft als Vorwürfe (miss-) verstanden, haben die Disziplin sehr verstört, verstand sich doch die Heil- und Sonderpädagogik immer als helfende, verstehende und es „gut meinende“ Disziplin. Das scheint jedoch zu wenig gewesen zu sein. Denn ansonsten wäre es nicht zu der fundamentalen Kritik, beispielsweise seitens der sich damals selbst so bezeichnenden „Krüppelbewegung“ gekommen. Es war Franz Christoph (Christoph 1983, 59), der den autonomen Standpunkt der „Krüppelbewegung“ in seiner Abwendung von gut gemeinten Aussagen so genannter Experten

bzw. der Fachdisziplin Heil- und Sonderpädagogik formulierte. Er forderte „eine kritische Durchleuchtung der Voraussetzung von Kooperationsprozessen auf allen Seiten und schonungslose Offenheit“ (Schönwiese 2001, 28).

Bei Christoph wurde unmissverständlich formuliert, welche Grundvoraussetzungen geschaffen werden müssen, um eine eigene Identität aufzubauen und Kooperation zu wagen. Die Selbstbestimmt-Leben-Bewegung stellt sich dem entgegen und versucht verschleierte Prozesse von Ausgrenzung aufzudecken, eigene Bedürfnisse zu formulieren und eigene Vorstellungen über die Form und den Umfang von Hilfeleistungen zu äußern. Implizit in dieser Debatte ist von

Anfang an die Auseinandersetzung mit der Diskussion um Lebensrecht und die kritische Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Entwicklungen, die in diesem Zusammenhang als existenzielle Bedrohung wahrgenommen werden.

Ein herausragendes Kriterium ist demnach die Kritik am „Hilfsideal“ der selbsternannten Professionellen. Sich selbst helfen, sich selbst vertreten, selber wissen, was für einen gut ist, seine Angelegenheiten selbst zu bestimmen – dies ist demnach zunächst die Maxime in bewusster Abgrenzung zur klassischen Behindertenhilfe.

Fundamental wichtig erscheint in diesem Zusammenhang, dass hier oft aus der Warte biografisch

Erlebtem heraus argumentiert wird, wie es beispielsweise in dem Buch „graadse leeds!“ – „jetzt erst recht!“ von Hermes et al. (2001) geschieht. Diese Perspektive kann als zentral angesehen werden, da hier Erlebtes handlungsleitend für die Inklusionsdiskussion wird. Man mag diese lebensgeschichtlichen Motivationen als interessante Lektüre betrachten, aber sie sind mehr: Sie sind das Abbild von Geschichten, die auch immer etwas mit einem hohen Maß an Fremdbestimmung, mit Gewalterfahrungen und mit entmündigenden Begegnungen mit den „Hilfeprofis“ zu tun haben.

So ist vielleicht auch die Auffassung Jantzens verstehbar, wenn er provozierend behauptet, dass der Kern der Konstruktion von Behinderung direkt und indirekt die offene und strukturelle Gewalt sei (vgl. Jantzen & Feuser 2002, 11). Und als Kernperspektive des Faches Behindertenpädagogik formuliert er weiter:

„Die Kernperspektive des Faches wäre, (...), diesen Kern anzunehmen und dem erst einmal stand zu halten, dass das so ist und dass unsere besten Beteuerungen, Beziehungsarbeit o.ä. zu leisten, ständig von der Praxis ins Gegenteil verkehrt wird, ohne dass wir bemerken, dass das passiert“ (Jantzen & Feuser 2002, 11).

Das ist eine bemerkenswerte Aussage und leider ist nicht zu erkennen, dass diese (Ein-)Sicht die Praxisfelder schon gänzlich erreicht hätte.

Was kann diesen Macht- und Gewaltphänomenen entgegen gesetzt werden?

Zum einen ein weiter führender und weiter gehender Diskurs um das Paradigmata der Inklusion. Jedoch hat dies (noch) keine unmittelbaren Auswirkungen auf die Lebenssituation von Menschen mit Behinderungen. Daher wird zum Ende dieser Ausführungen die paradigmatische Diskussion verlassen und ein zugegebenermaßen sehr „weiches“ Thema herangezogen, das aber direktere Auswirkungen auf Lebensrealitäten von Menschen mit Behinderungen hat – das Thema der Haltung gegenüber diesem Personenkreis. Haltungen sind wertgeleitet und letzten Endes wohl auch aus Leitideen entsprungen.

Ob Haltung als Fundament für Teilhabe und Inklusion die oben aufgezeigten Machtstrukturen der traditionellen Heil- und Sonderpädagogik auflösen kann und die Kraft für die Gestaltung eines radikal demokratischen Projekts hat, vermag der Autor nicht zu beurteilen, aber vielleicht enthalten die folgenden Reflexionsfragen zu „meiner inklusiven Haltung“ gegenüber Menschen mit Behinderungen, die durchaus den Geist der Teilhabe und Inklusion in sich tragen,

zumindest Impulse für ein solchermaßen ausgerichtetes „Projekt“:

Haltung ist nach Seifert (2007) ein Fundament für Teilhabe. Und mit den bei Seifert (a.a.O.) formulierten Reflexionsfragen sollen diese Ausführungen beendet werden.

- „Schau ich zuerst auf das Abweichende von der Norm
 - oder erkenne ich das Gemeinsame von Menschen mit und ohne Behinderung?
 - Sehe ich in meinem Gegenüber die Entwicklungspotenziale
 - oder eher die Beeinträchtigungen?
 - Erhalte ich mir den offenen Blick für die Individualität des Einzelnen
 - oder begnüge ich mich mit Zuschreibungen, die von Dritten vorgenommen wurden?
 - Gebe ich mich zufrieden mit spekulativen Deutungen aktueller Verhaltensweisen
 - oder begeben mich auf die Suche nach lebensgeschichtlich prägenden Erlebnissen?
 - Interpretiere ich herausforderndes Verhalten als störend
 - oder als subjektiv sinnvoll unter den jeweils gegebenen Bedingungen?
 - Sehe ich den Menschen in seiner Lebenswelt
 - oder bin ich auf persönliche Eigenheiten fixiert?
 - Sehe ich die gegenwärtigen Lebensbedingungen dieses Personenkreises als gegeben
 - oder entwickle ich einen kritischen Blick für notwendige Veränderungen?“
- (vgl. Seifert 2007, 6).

Denn, und das ist gewissermaßen die gedankliche Zelle der hier vorliegenden Ausführungen:

„...zwischen Fürsorge und Unterdrückung ist nur eine feine Linie gezogen; und die Tücke der Unachtsamkeit erwartet jene, die dies wissen und vorsichtig, sich des Überschreitens bewusst, weitergehen“ (Bauman 1995, 141).

LITERATUR:

Bauman, Zygmunt (1995). Postmoderne Ethik. Hamburger Edition: Hamburg.

Butler, Judith/Laclau Ernesto (1998). Gleichheiten und Differenzen. Eine Diskussion via Email. In: Marchart, Oliver (Hg.), Das Undarstellbare der Politik. Zur Hegemonialtheorie Ernesto Laclaus (238–261). Wien.

Christoph, Franz (1983). Krüppelschläge. Gegen die Gewalt der Menschlichkeit. Reinbek bei Hamburg.

Feuser, Georg (1995). Behinderte Kinder und Jugendliche zwischen Integration und Aussonderung. Darmstadt.

Hermes, Gisela / Göbel, Susanne / Miles-Paul, Ottmar (2000). „Graadse leeds“ - „jetzt erst recht!“ . Selbsthilfe behinderter Menschen in Portraits, Kassel.

Jantzen, Wolfgang (2009): Achtsamkeit und Ausnahmezustand – eine Hommage an Walter Benjamin und Pablo Neruda. Vortrag am 27.03.2009 auf der 12. Fachtagung der Fachschule für Sozialwesen Fachrichtung Heilerziehungspflege der Johannes-Anstalten Mosbach „Zwischen professioneller Dienstleistung und mitmenschlicher Fürsorge: Achtsamkeit ein Weg? URL: <http://www.basaglia.de/Artikel/Achtsamkeit.pdf> (Abruf: 25.10.2011).

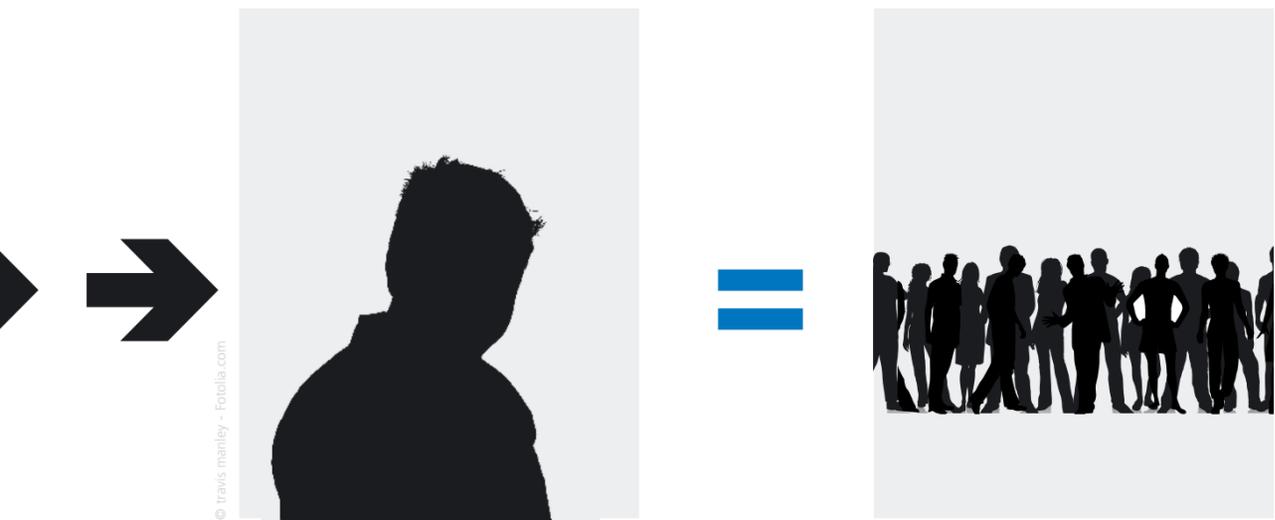
Jantzen, Wolfgang / Feuser, Georg (2002). Behindertenpädagogik. Fragen der Zeit und zum ‚Zeitgeist‘. Ein Interview vom 19. April 2001, in: Feuser, Georg / Berger, Ernst (Hg.), Erkennen und Handeln. Momente einer kulturhistorischen (Behinderten-)Pädagogik und Therapie (7-58), Berlin.

Schönwiese, Volker (2001). Die Selbstbestimmt-Leben-Bewegung. Grundsätze und Hinweise zu ihrer Bedeutung für die Unterstützung von Menschen mit schwersten Beeinträchtigungen, in: Rödler, Peter / Berger, Ernst / Jantzen, Wolfgang (Hg.), Es gibt keinen Rest! - Basale Pädagogik für Menschen mit schwersten Beeinträchtigungen (26-39), Neuwied.

Seifert, Monika (2007). „Ich sehe nur, wonach ich schaue ...“. Haltung - das Fundament für Teilhabe. Vortrag beim Bundesverband evangelische Behindertenhilfe (BeB). Fachtagung 3.-5. September 2007 in Erkner/Berlin. „Wenn nichts mehr geht ... geht doch noch was“. TeilhabeTage'06/'07.



DIE INKLUSIVE GESELLSCHAFT - LEBEN OHNE BARRIEREN



Inklusion bedeutet für mich,...

- ...dass ich arbeiten gehe, wie jeder andere auch.
- ...dass ich in ein paar Jahren in Rente gehe, wie jeder andere auch.
- ...dass ich meine Wohnung selbst putze, wie jeder andere auch.
- ...dass ich selbst meinen Einkaufszettel schreibe und einkaufen gehe, wie jeder andere auch.
- ...dass ich selbst koche, wie jeder andere auch.
- ...dass ich mich am Kiosk nett mit anderen unterhalte, wie jeder andere auch.
- ...dass andere nicht immer freundlich zu mir sind.
- ...dass ich nicht immer freundlich zu anderen bin.
- ...dass mich Leute nicht automatisch duzen.
- ...dass ich Leute nicht automatisch duze.
- ...dass mich Menschen so akzeptieren, wie ich bin.
- ...dass ich Menschen so akzeptiere, wie sie sind.
- ...dass ich nicht ausgenutzt werde.
- ...dass ich niemanden ausnutze.
- ...dass sich jemand freut, wenn ich ihm zuhöre.
- ...dass ich mich freue, wenn mir jemand zuhört.

Reinhard Lenders ist 54 Jahre alt und hat seine Vorstellungen von Inklusion mit Hilfe seiner Assistentin Sabine Indergrund geschrieben. Er wohnt in der Innenstadt von Mettmann und arbeitet in den Hephata Werkstätten. Seit April 2010 ist er Mitglied im Beirat des HephataMagazins.



Einbeschlossen.

Kleines **Wortgeklingel** zum Begriff INKLUSION

Includere - auch dieses Wort verdanken wir unserer lateinischen Sprachmutter. Und da beginnt das Problem... Und zwar mit dem Schlüssel (lat.: Clavis), jawohl! **In-clu-dere:** Einschließen, wegschließen. Hilfe, Freiheitsberaubung! Aber wer wird denn da ein- und weggeschlossen? Die geeigneten Leserinnen und Leser des HephataMagazins beschleicht eine böse Ahnung: Sollen etwa Menschen mit Behinderung hinter Schloss und Riegel? Hinter die Mauern der Anstalt, wie ehemals? Die Bildungs- und Pflegeanstalt – war über die nicht mal GRAS gewachsen? Eine grüne Wiese, wo vormalig die Gebäude der Anstalt standen? Aber wo Gras gewachsen ist, dort lässt sich auch wieder bauen. Zum Beispiel ein großes Haus mit vielen Schlössern.

Zum Einschließen.
Von außen.
Wer drin ist, kommt nicht raus.
Sieht nichts und wird nicht gesehen.

Wenn Sie jetzt das Grauen gepackt hat und sich die Nackenhaare aufstellen, dann ruft Ihnen der Schreiber dieser Zeilen zu: **APRIL APRIL! Mitten im November!** Alles ganz anders! Nah ist die Rettung der Eingeschlossenen, und wieder schafft das die Sprache. Die Lateinische und die Deutsche. Denn includere bietet einen Ausweg aus der verriegelten Festung, und auf den kommt es an: den kleinen Schritt vom eingeschlossen zum einbeschlossen, also: dazugehören. **Und wer wird einbeschlossen, wer darf dazugehören?**

Nicht die Menschen mit Behinderung, denn sonst würden wir bei der Integration stehenbleiben:

Wir, die Normalos, öffnen unseren Kreis für Euch. Passt Euch an, dann dürft Ihr rein! Also: wer wird einbeschlossen? ALLE! Ja, ALLE! **Denn das ist der Trick:** Niemand bleibt draußen, alle sind drin. Von Anfang an. In der GESELLSCHAFT. In der Gesellschaft der Alten und Jungen, Männer und Frauen, der Angestregten und der Relaxten, der Schnellen und der Langsamen, der Leistungsträger aller Sorten ... also wir alle. Dort, in diesem Haus, sind wir einbeschlossen und eingeschlossen, und kommen nicht raus – aus dem inklusiven Raum der Gesellschaft.

Ein Raum, der Rechte und Möglichkeiten gewährt – schrankenlos, für alle. Eines gibt's in diesem Haus aber nicht: Nestwärme. Das ist auch gut so, denn in einer kuhwarmen Gemeinschaft wird die Luft stickig. Piep Piep Piep – wir haben uns alle lieb... **INKLUSION FUNKTIONIERT NUR JENSEITS VON ZWANGSBEGLÜCKUNG.**

Eine inklusive Gesellschaft gewährt Bedingungen und Vorgaben, schafft einen Rahmen, in dem sich alle entwickeln können. Für die Gemütlichkeit sind wir selbst zuständig... Denn wir bleiben EINZELNE mit allen Rechten und Pflichten. Und dürfen sogar Eigenbrötler sein – denn auch das gibt unserer Begriff her: Die INKLUSA (ein alter Begriff für Nonne) schließt sich in ihrer Klausur ein, der INKLUDANT (Einsiedler) schließt sich in seiner KLAUSE ein, und das total freiwillig! Die Klausur steht in einem tiefen,

undurchdringlichen Wald. Aber der Wald (und die Klausur und der Einsiedler...) sind eben auch ZUGEHÖRIG, sind DRIN in unserer Gesellschaft – die niemanden ausschließt, aber alle ein(be)schließt. Also: Keine Angst, Ihr Einsiedler. Ihr dürft bleiben, was und wo Ihr seid.

Solange der Rahmen stimmt – eine Gesellschaft, die Teilhabe in allen ihren Formen ermöglicht.

BILDUNG? Für alle, von Anfang an.

ARBEITEN? Aber gerne, wenn Arbeit Sinn schafft, weder über- noch unterfordert, und wenn sie was einbringt.

WOHNEN? Da, wo man hingehört.

Im selbstverwalteten Wohnprojekt, in der Wohngruppe – oder auch, glücklich eingeschlossen, als INKLUDANT in einer Klausur, mitten im Wald...

Prof. Dr. Johannes Roskothen ist Literaturwissenschaftler. Er hat einen Lehrauftrag an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf und arbeitet als Erwachsenenbildner und freier Publizist.

Begegnung fördern –

nur 500 m

Inklusion schaffen



- DAZU BITTEN WIR UM IHRE FINANZIELLE UNTERSTÜTZUNG

Es sind nur etwa 500 Meter Entfernung, die die erzbischöfliche Theresienschule – Realschule für Mädchen – und das Hephata-Wohnhaus in Hilden trennen. Aber es sind ganz unterschiedliche Lebenswelten, in denen sich die Mädchen der Schule und die Menschen mit Behinderung des Hephata-Wohnhauses bewegen. Lebenswelten in denen die jeweils anderen nicht vorkommen. Und wenn sie, die jeweils anderen, vorkommen, dann behaftet mit Vorurteilen. Die Schülerinnen, sind das nicht die, die immer in der Dönerbude bei unserem Haus sind und dann die Abfälle vor unserer Tür liegen lassen? Die aus dem Hephata-Haus, sind das nicht die, die sich manchmal merkwürdig bewegen und immer solange brauchen, bis sie endlich ihren Döner bestellt haben?

Begegnung zwischen der Welt der Schülerinnen und der Welt der Bewohner des Hephata-Hauses haben jetzt Susanne Kunze, Lehrerin an der Theresien-Schule, und Anita Weber, Teamleiterin im Hephata-Haus, geschaffen. Während des ganzen Schuljahres 2011/2012 an jedem Donnerstag Nachmittag werden jetzt sechs Mädchen aus der Jahrgangsstufe 8 Freizeitangebote für interessierte Menschen mit Behinderung aus dem Hephata-Haus machen. „Sozialpraktikum“ heißt das im Schul-Deutsch und „Freizeitgruppe“ im Deutsch der Hephata-Pädagogen. Aber ganz gleich, wie es bezeichnet wird, an diesem Donnerstag Nachmittag berühren sich Lebenswelten, die sehr verschieden sind, und dadurch können beide Gruppen neue Erfahrungen machen.

In der letzten Woche haben alle gemeinsam in der Küche des Hephata-Hauses Muffins gebacken. „Das war gar nicht so schwierig, hat Spaß gemacht und geschmeckt“, resümiert Ina Borsic (13). Dieses Mal steht ein Spiele-Nachmittag – mit unterschiedlichen Brettspielen an Tischen – auf dem Programm. Anja Rütten (35) hat sichtbar Freude am „Mensch ärgere dich nicht“: „Das finde ich toll!“ Und Peter Förster (56) teilt mir mit: „Ich freue mich, wenn die Schülerinnen kommen.“



Das Programm für die nächsten Donnerstage ist auch schon geplant. Es wird eine Rallye durch den Stadtteil Hildens geben, in dem Haus und Schule liegen. Bei einem Kochduell ist die Frage, welches Dreier-Team es schafft, mit nur 5,00 € ein leckeres Menü für drei Personen zu kochen. Und schließlich sind die Schülerinnen eingeladen zum therapeutischen Reiten nach Neuss mit zu kommen.



Susanne Kunze und Anita Weber sind sich sicher, über das kommende Schuljahr hinweg werden sowohl die Schülerinnen wie die Hausbewohner jede Menge von einander lernen und sich immer weniger fremd sein.

Zur Deckung der Kosten, z.B. aus dem Einkauf für das Kochduell oder der Fahrtkosten zum therapeutischen Reiten – die bei diesem und vielen anderen ähnlichen Projekten entstehen, bittet Hephata in diesem Jahr um Ihre Spenden.



Mit seinem Spendenprojekt „Begegnung fördern – Inklusion schaffen“ will Hephata mit überschaubaren Projekten, wie dem in Hilden, an vielen Orten im Rheinland Begegnung fördern, die zu gegenseitigem Verstehen führt und den Weg bereitet zu mehr Inklusion.

Sie erinnern sich, **INKLUSION**, das bedeutet Menschen mit Behinderung mitten drin in der Gesellschaft und von Anfang an dabei. Voraussetzung dafür ist Offenheit und gegenseitiges Verständnis.

Gar nicht selten treffen engagierte Leute – wie z.B. Susanne Kunze und Anita Weber – aufeinander. Meistens haben solche Leute auch viele gute Ideen für gemeinsame Projekte. Häufig scheitert die Umsetzung an fehlenden finanziellen Mitteln, denn Budgets sind sowohl in Schulen, wie im Bereich sozialer Arbeit heute immer enger gestrikt.

HIER KÖNNEN SIE EINSRINGEN UND HELFEN.

- ➔ Helfen, dass zum Beispiel Kinder aus Hephata-Förderschulen in Projektarbeiten gemeinsame Erfahrungen mit Kindern benachbarter Grundschulen machen können.
- ➔ Helfen, dass zum Beispiel im Atelier Strichstärke Kurse kunsthandwerklichen Gestaltens für Menschen mit und ohne Behinderung angeboten werden können.
- ➔ Helfen, dass zum Beispiel Menschen mit und ohne Handicap gemeinsam Mannschaftssport treiben können.

Über gelungene Projekte, die Sie finanzieren, werden wir im HephataMagazin berichten (vgl. die durch Spenden finanzierte Einrichtung des Ateliers Strichstärke, HM-Ausgabe April 2011).

Dieter Kalesse

Spendenkonto: 1112 - KD-Bank, Dortmund - BLZ 350 601 90



Das Modell PUKY

Jedem, der Kinder hat oder Enkelkinder, sind sie bekannt, die Modelle der Kinderfahrzeug-Marke PUKY. Über 30 Modelle vom „Pukyline“ einem Rutschfahrzeug für Kinder, die gerade erst laufen gelernt haben, bis zum 24-Zoll MTB-Rad „Crusader“ mit 24 Gängen für Kinder von 8 Jahren aufwärts, fertigt das Familienunternehmen mit Sitz in Wülfrath im Bergischen Land.

Insgesamt 530.000 Kinderfahrzeuge fertigte PUKY im Jahre 2010, weiß Geschäftsführer Ralf Puslat. „Und im Jahr 2011 werden es mehr sein“, kann er schon heute verlässlich prognostizieren.

Knapp 100 Mitarbeitende vom Werker an der Rahmenbiegemaschine bis zur Geschäftsleitung gehen täglich ihrer Arbeit im Wülfrather Werk nach. Seit 2005 werden sie unterstützt von Mitarbeitenden mit Behinderung – derzeit 30 – und 2 Gruppenleitern der Hephata Werkstätten (Betriebsstätte Benninghof, Mettmann). **Betriebsintegrierte Arbeitsgruppen**, so lautet der Fachterminus, wenn Menschen mit Behinderung nicht länger in der speziellen Welt von Werkstätten sondern in Unternehmen direkt mitarbeiten. Bei PUKY sind die 30 Leute in der Montage tätig. An drei sogenannten Montageinseln – jede „Insel“ für eine Fahrzeugart – fertigen sie das Laufrad „LRM“, das 18-Zoll Alu-Rad „Lillifee“ und das 24-Zoll MTB-Rad. Durch den Montageort mitten in der Produktionshalle sind sie in direktem Kontakt mit den anderen Kolleginnen und Kollegen. Sie gehören dazu, sind nichts Besonderes oder gar abgesondert.



„Als die betriebsintegrierte Arbeitsgruppe installiert wurde, waren Gespräche mit dem Betriebsrat wichtig, um zu verdeutlichen dass die Mitarbeitenden mit Behinderung echt unterstützen können“, erinnern sich Ralf Puslat und Rolf Weidenfeld, Betriebsstättenleiter der Hephata Werkstätten, Benninghof. „Heute sind die Mitarbeiter von Hephata von allen akzeptiert und gehören dazu. Sie haben Freude an ihrer Arbeit und identifizieren sich mit ihrer jeweiligen Aufgabe, das hat eine positive Strahlkraft in den Betrieb hinein“, resümiert Puslat und führt eine Begegnung an, wie er sie erlebte:



ten Werkstätten für Menschen mit Behinderung zusammen zu arbeiten. Auch die Hephata Werkstätten haben damals schon Teilfertigung für Kinderfahrzeuge gemacht. In der Werkstatt Benninghof wurde eingespeicht, und es wurden Schutzbleche montiert. Später haben wir dann gemerkt, dass die Menschen mit Behinderung mehr können und auch mehr wollen und sind dazu übergegangen, einzelne Produkte – einzelne Fahrzeugmodelle – komplett in einer Werkstatt fertigen zu lassen.

Ganz klar der Kinder wegen, stehen beim Kinderfahrzeughersteller PUKY Sicherheit und Qualität oben an. Alle im Werk ständig durchgeführten Qualitätskontrollen belegen, dass gerade in den Werkstätten besonders sorgfältig gearbeitet wird. Was deutlich korrespondiert mit der hohen Identifikation derer, die dort für PUKY arbeiten. Nach meiner Überzeugung bietet PUKY weit mehr als Kinderfahrzeug-Modelle. **Das Unternehmen PUKY ist Modell, wenn es um die Teilhabe von Menschen mit Behinderung am Arbeitsleben geht.**

Dieter Kalesse leitet die Abteilung Kommunikation der Evangelischen Stiftung Hephata.



„Ich führte einige Kunden aus dem Fachhandel als Besucher durch den Betrieb. An der Montageinsel ‚Lillifee‘ sprach mich ein Mitarbeiter der Hephata Werkstätten an und erzählte voller Stolz, morgen mache er den Führerschein. Ich wünschte ihm Glück. Am nächsten Tag im Büro fiel mir die Situation wieder ein: Einen Führerschein zu erwerben ist für den Mann eine gewaltige Leistung, du hättest besser darauf eingehen und mehr Begeisterung zeigen sollen, war ich mit mir unzufrieden. Also beschloss ich, jetzt – am nächsten Tag – noch einmal zu ihm hinzugehen. Ich sprach ihn an und fragte nach dem Führerschein. Etwas traurig sagte er: ‚Schade, ich bin zum dritten Mal durch gefallen.‘ Dann erstrahlten seine Augen und er fügte hinzu: ‚Ich gebe nicht auf, in ein paar Wochen mache ich weiter‘. Diese Grundhaltung hat mich ganz schwer beeindruckt und ich erkenne sie durchaus in der Arbeitshaltung einzelner wieder.“

Die 30 im Wülfrather Werk beschäftigten Menschen mit Behinderung sind übrigens nicht die einzigen, die für PUKY in der Kinderfahrzeugproduktion tätig sind. Insgesamt haben durch Aufträge der Firma PUKY derzeit etwa 500 Beschäftigte in 10 unterschiedlichen Werkstätten Arbeit. „Als Familienunternehmen sind wir nicht allein Finanzkennzahlen gesteuert“, erläutert Puslat, „schon vor mehr als 20 Jahren hat der Sohn eines der Firmengründer, Rolf Kuchenbecker, aus Überzeugung begonnen, mit anerkannt



Diese Fertigung unterliegt, wie alle unsere Fertigungen, einer Qualitätskontrolle sowohl durch die fertigende Werkstatt als auch parallel dazu durch unsere hausinterne Qualitätssicherung.“

Rolf Weidenfeld ergänzt: „Natürlich sind wir stolz auf die betriebsintegrierte Arbeitsgruppe bei PUKY, weil es hier deutlich in Richtung Inklusion geht. Aber wir denken auch an die schwerstmehrfach behinderten Mitarbeiter, die aus unterschiedlichen Gründen nicht ohne weiteres in einer Betriebsstätte mitarbeiten können. Sie haben die Chance auf Teilhabe am Arbeitsleben, weil wir auch in unserer sogenannten ‚Sonderbetreuung‘ Fahrzeuge für PUKY bauen. 80 schwerbehinderte Mitarbeiter bauen dort in sehr kleinen, speziell an ihren Fähigkeiten orientierten Arbeitsschritten z.B. das Rutschfahrzeug ‚Wutsch‘. 168 ‚Wutsch‘ produzieren wir derzeit am Tag. Das geht, obwohl jeder einzelne Mitarbeiter in seinem Tempo arbeitet, denn wir können die Anzahl der Personen, die am Produkt arbeiten, nach Notwendigkeit erhöhen.“



Coca-Cola feierte Jubiläum und spendete an Hephata

Den Reinerlös ihres Tags der offenen Tür am 10. September 2011 spendete die Coca-Cola AG den Menschen mit Behinderung, die die Angebote der Evangelischen Stiftung Hephata nutzen. Mit dieser Spende können zwei Bereiche gefördert werden: die Hep-Shops, die zu Hephatas Integrationsunternehmen BQG gehören und die Hephata Jugendhilfe. In den Hep-Shops (Gebrauchtmärkten) in Mönchengladbach finden Menschen Arbeit, die aufgrund einer anerkannten Schwerbehinderung auf dem Arbeitsmarkt als schwerstvermittelbar gelten. Die Förderung und Qualifizierung dieser Personen hat das Ziel, sie wieder auf einen festen Arbeitsplatz zu vermitteln und ist

somit zugleich Sprungbrett in ein unabhängiges, „ganz normales“ Leben. Die Hep-Shops sind anerkannte Ausbildungsbetriebe mit derzeit drei Auszubildenden. Gezielt werden die Spendenmittel von Coca-Cola für den derzeit laufenden Umbau und die damit verbundene Erweiterung des Hep-Shops an der Rheydter Straße genutzt werden. Die Hephata-Jugendhilfe macht Angebote für Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, die lern- bis leicht geistig behindert sind und zum Teil durch Gewalt, Vernachlässigung oder auch sexuelle Übergriffe traumatisiert wurden. Insgesamt fördert die Hephata Jugendhilfe derzeit 237 Kinder und Jugendliche.

Für Sport und erlebnispädagogische Angebote, die in der Erziehungsarbeit eine wesentliche Bedeutung haben, hat Hephata vor zwei Jahren eine neue Turnhalle gebaut. Bisher fehlten die Mittel, um in dieser Halle eine Kletterwand einzubauen. Die Spende aus dem Tag der offenen Tür von Coca-Cola soll mit dazu dienen, den Einbau der Kletterwand zu realisieren. Sonja Zeigerer



Spende der Coca-Cola AG

NAMEN UND NEUIGKEITEN

Neue Mandate für Christian Dopheide

Hephata-Vorstand Christian Dopheide in drei Spitzengremien



Brüsseler Kreis

Sprecher des Brüsseler Kreises

Der „Brüsseler Kreis“ ist ein Zusammenschluss großer katholischer und evangelischer gemeinnütziger Sozialunternehmen aus Deutschland. Er ist der einzige ökumenische Zusammenschluss von Sozialunternehmen, den es in Deutschland gibt. Er ist der „epr – European Platform for Rehabil-

itation“ assoziiert und verfolgt auf diesem Wege die sozialpolitischen Entwicklungen auf europäischer Ebene. Dies ergänzt er durch Studienreisen zu anderen Sozialunternehmen in Europa, um wahrzunehmen, wie vergleichbar, aber auch wie unterschiedlich soziale Dienstleistungen im vereinten Europa organisiert werden können. Gemeinsam ist allen 13 Mitgliedsunternehmen, dass sie auf die Herausforderungen des modernen Sozialstaates eine ausgesprochen unternehmerische Antwort geben. Sie treten also ein für einen Wettbewerb der Dienstleister, der

so organisiert ist, dass er die Nutzer der Leistungen in eine möglichst starke Position versetzt.

Sprecher des Brüsseler Kreises wird man durch einstimmigen Beschluss aller Mitglieder. Es gibt eine sechsjährige Amtszeit, die sich in drei Abschnitte gliedert. Zuerst ist man stellvertretender Sprecher, das war Christian Dopheide seit 2009. Dann ist man zwei Jahre Sprecher und danach noch zwei Jahre erneut stellvertretender Sprecher, als „Senior“.

Das Highlight des Jahres



Das Hephata Crossing ist jedes Jahr ein Fest für die Teilnehmer, aber auch für Mitarbeiter und Sponsoren.

Die Teilnehmer klatschen sich warm für die Siegerehrung. „We will rock you“ schallt über das Gelände und alle gehen mit. 80 Kinder und Jugendliche haben ein Wochenende lang gemeinsam Aufgaben gelöst, geschwitzt und auch einige Kratzer davon getragen. Sie haben gewaltige Mengen an Grill- und Currywürstchen vertilgt, in Zelten auf dem Hephata-Gelände kampiert und werden nun für ihre Anstrengungen geehrt.

Das Hephata Crossing, ein erlebnispädagogisches Wochenende, war vor allem eins – abwechslungsreich. Es wurde gemalt, geklettert, Rad gefahren und gepaddelt.

Dazwischen wurden Aufgaben gelöst, die Geschicklichkeit und Teamgeist verlangen. Es wurde auch schon mal richtig feucht: Am Sonntagmorgen regnete es nicht nur, es stand auch die Kanuprüfung auf dem Volksgarten-Weiher an. Dabei erlitt eine Gruppe Schiffbruch und kam pudelnass aus dem Weiher. Die gemeinsamen Erlebnisse schweißten zusammen und so ist die Stimmung bei der Siegerehrung ausgelassen. Es siegt die erstmals teilnehmende Gruppe aus Grevenbroich, aber Gewinner sind alle.

„Kinder lernen durch gelebte Erfahrung“, erklärt Dieter Köllner, Leiter der Hephata Jugendhilfe, die Zielsetzung des Wochenendes. „Es ist wichtig, dass ihre Leistung gewürdigt wird. Das geschieht im Alltag viel zu selten.“ Außerdem macht es einfach Spaß. Auch für alle Mitarbeiter ist das Crossing jedes Jahr ein Fest.

In diesem Jahr sogar ganz besonders, denn mit der Firma Stockheim wurde ein Sponsor gewonnen, der nicht nur materielle Unterstützung in Form von 300 Grillwürstchen und 30 Kilo Currywürstchen einbrachte, sondern auch viel persönliches Engagement. So stand Geschäftsführer Philipp Wichert persönlich am Grill und sorgte dafür, dass die Teilnehmer nach ihrer anstrengenden Radtour satt wurden. Auch ließ er es sich nicht nehmen, die Siegerurkunden im Wechsel mit Mönchengladbachs Bürgermeister Klaus Schäfer zu überreichen. „Ich bin sehr beeindruckt vom Teamgeist der Teilnehmer“, sagt der Geschäftsführer der Gastronomiegruppe Stockheim im Anschluss an das Crossing. „Hut ab vor der Leistung der Teilnehmer.“

Angela Rietdorf

Diakonie

Mitglied der Diakonischen Konferenz des Diakonischen Werkes der EKD

Die „Diakonische Konferenz“ ist das höchste Organ der Diakonie Deutschlands. Mit 93 Sitzen fasst sie alles zusammen, was in der bunten Landschaft der bundesdeutschen Diakonie eine Rolle spielt. Diese „bunte Landschaft“ ist in Gruppen zusammengefasst, denen jeweils ein Entsandungsrecht zusteht: Die Synode der EKD, die Kirchenkonferenz der EKD, der Rat der EKD, die in der Diakonie mitwirkenden Freikirchen (einschließlich der Altkatholiken), die Diakonischen Werke aller Landeskirchen, sowie alle 72 Fachverbände, die ihrerseits wieder in vier Gruppen zusammengefasst sind.

Die Diakonische Konferenz beschließt die allgemeinen Grundsätze für die Arbeit der Diakonie in Deutschland. Sie wählt die Mitglieder des Diakonischen Rates und den Präsidenten bzw. die Präsidentin des Diakonischen Werkes. Sie entscheidet über den Wirtschaftsplan sowie den Jahresabschluss des Werkes, die Mitgliedschaft von Werken und Verbänden. Zudem kann sie über alle für die Aufgaben des Diakonischen Werkes wichtigen Fragen beraten und hierzu Beschlüsse fassen

In die diakonische Konferenz wurde Christian Dopheide vom Verband diakonischer Dienstgeber Deutschlands entsandt. Er tritt dort die Nachfolge von Prof. Dr. Markus Rückert, Vorstandsvorsitzender der Augustinum-Gruppe München, an.

Mitglied im Diakonischen Rat der EKD

Der Diakonische Rat überwacht als Aufsichtsgremium die Umsetzung der Beschlüsse der Diakonischen Konferenz. Den Vorstand berät er bei dessen Arbeit und beaufsichtigt seine Amtsführung. Er beruft die Vorstandsmitglieder und schlägt der Diakonischen Konferenz den Präsidenten bzw. die Präsidentin zur Wahl vor.

Dopheides Wahl in den Diakonischen Rat erfolgte auf Vorschlag der „Fachgruppe 1“, zu der die Fachverbände diakonischer Unternehmen gehören: Krankenhäuser, Altenheime und Pflegedienste, Einrichtungen der Jugend- und Behindertenhilfe, der Arbeitsmarktpolitik, der Suchthilfe sowie evangelische Schulen. Im Rat tritt Dopheide die Nachfolge von Wilfried Voigt an, der aus Altersgründen sein Amt niederlegte.



Christian Dopheide über das, was er in und mit seinen neuen Mandaten erreichen möchte:

a) *Diakonie will unter den Bedingungen einer modernen Dienstleistungsgesellschaft entschlossen, mutig und fröhlich als unternehmerische Diakonie gestaltet werden.*

b) *Sie soll sich dafür, dass sie zu wirtschaften versteht, nicht schämen müssen, sondern soll sich freuen, dass sie sich im Wettbewerb sozialer Dienstleister erfolgreich behauptet.*

c) *Sie soll nicht krampfhaft versuchen, ihr Tun irgendwie „kirchlich“ aussehen zu lassen. Sie soll vielmehr das, was sie tut, als Kirche tun.*

d) *Und weil sie es als Kirche tut, soll sie sich ausschließlich dafür interessieren, dass das Leben ihrer Klienten trotz schwieriger Lebenslagen gelingt.*

Sonja Zeigerer ist Öffentlichkeitsreferentin der Evangelischen Stiftung Hephata.

Prof. Dr. Johannes Degen feierte 70. Geburtstag

Im Oktober feierte Prof. Dr. Johannes Degen an seinem Wohnsitz am Bodensee seinen 70. Geburtstag.

Von März 1996 bis Dezember 2006 war Degen Vorstand der Evangelischen Stiftung Hephata. Er gab wesentliche Impulse zur Konversion der Stiftung, förderte den Prozess der Dezentralisierung und Regionalisierung und stand mit seiner ganzen Person für die



Umsetzung seiner These: „Die Zeit der Anstalten ist vorbei.“ In Degens Amtszeit wurde am 1. Juli 1997 die „gemeinnützige Beschäftigungs- und Qualifizierungsgesellschaft Hephata mbH“ als Betriebsführungsgesellschaft gegründet, und am 1. Januar 2001 folgten die Ausgründungen der Hephata Wohnen gGmbH und der Hephata Werkstätten gGmbH.

Ohne Professor Degens Engagement würde Hephata heute nicht zu den Anbietern der Behindertenhilfe, denen man Modellcharakter nachsagt, gehören. Dafür hat sich die Stiftung bei Professor Degen anlässlich seines Geburtstages nochmals ganz herzlich bedankt.

Prof. Dr. Johannes Degen als interessierter Besucher des Hephata Fachsymposiums in Mönchengladbach 2009.

Tagung war, das Argument der Internats-Befürworter sei einfach: Die Akzeptanz für Menschen mit Behinderung in der Öffentlichkeit fehle noch. Allerdings ist Pastors überzeugt, engagierte Personen – zumeist betroffene Eltern – wie sie in der Veranstaltergruppe zu finden sind, würden ihren Weg machen. „Deutschland kann Beispiele geben, aber die Lebensverhältnisse sind sehr unterschiedlich, deshalb muss Russland seinen eigenen Prozess der Veränderung anstoßen und in Gang setzen“, so Pastors.

Auch ein weiterer deutscher Referent, Hephata-Kurator Klaus Eberl, machte den Tagungsteilnehmern mit seinem Vortrag „Die Geschichte der Behindertenhilfe in Deutschland von 1850 bis zur Inklusion heute“ Mut, nicht locker zu lassen, um die Lebensbedingungen von Menschen mit Behinderung stetig zu verbessern.

Dieter Kalesse



Fotos: Udo Leist

NAMEN UND NEUIGKEITEN

Hephata bei Fachtagung in Russland

Arbeiten an besseren Lebensbedingungen für Menschen mit Behinderung in Russland

Hans-Willi Pastors referierte bei Fachtagung in Sankt Petersburg

„Internat“ ist in der russischen Föderation der Begriff für Einrichtungen, in denen geistig-, körperlich- und/oder mehrfach behinderte Kinder und Erwachsene leben. Diese Internate mit bis zu 700 Bewohnern sind dem russischen Sozialministerium unterstellt. Man sagt ihnen fehlende Förderung, mangelnde Pflege, schlechte medizinische Versorgung sowie seelische Vernachlässigung und als Folge eine hohe Sterblichkeitsrate nach. In den 1920 Jahren entstand in Russland die „Defektologie“ als Theorie der Behindertenpädagogik. Behinderung wurde als Defekt verstanden, als Fehlentwicklung, die es zu korrigieren gilt. Bis heute ist diese Denkweise nicht überwunden. Nach Schätzungen der Unicef und anderer Nichtregierungsorganisationen von 2006 lebten zu der Zeit 30.000 Kinder und Jugendliche mit Behinderungen von 0 bis 17 Jahren in den sogenannten Internaten.

Inzwischen allerdings gibt es auch in der russischen Föderation erste Ansätze der Veränderung der Lebenssituation von Menschen mit Behinderung. 1991 wurde von der Evangelischen Kirchengemeinde Wassenberg im Rahmen einer Versöhnungsinitiative rheinischer Christen das Heilpädagogische Zentrum in Pskow gegründet, das heute mit Frühförderzentrum, Kindergarten, Förder-



schule, Werkstätten und Wohngruppen für Russland einzigartig ist. Einen wesentlichen Gründungsimpuls gab 1991 Oberkirchenrat Klaus Eberl, der sich bis heute dort engagiert und inzwischen auch Kurator der Stiftung Hephata ist. Partner der Werkstatt für Menschen mit Behinderung in Pskow sind seit 2007 auch die Hephata Werkstätten, deren Geschäftsführer, Dieter Püllen, gerade im Oktober wieder zu einem Beratungstermin vor Ort war.

Vom 5. bis 7. Oktober 2011 fand im Caritas-Fortbildungszentrum in Sankt Petersburg in Zusammenarbeit mit dem Heilpädagogischen Zentrum Pskow, der Elternvereinigung „Swet“ aus Wladimir und dem Verein „Perspektiven“ aus Sankt Petersburg eine Fachtagung statt, finanziert von der deutschen Aktion Mensch. Das Thema lautete:

„Würdig leben in der Gesellschaft – Tagung zur Entwicklung von Strategien für eine Lobbyarbeit im Bereich ‚Betreutes Wohnen‘ für Menschen mit geistiger Behinderung“.

Im Rahmen dieser Tagung, die sich russlandweit an Beamte der entsprechenden Stadtverwaltungen, Politikberater sowie leitende Mitarbeiter der russischen Behindertenhilfe wandte, referierte auch Hephatas Berater für regionale Wohnangebote, **Hans-Willi Pastors**. In seinem Vortrag „Von der Anstalt zum Dienstleistungsunternehmen“ machte er anhand der seit 1995 in der Stiftung Hephata gemachten Erfahrungen deutlich, dass ein Wohnen von Menschen mit geistiger Behinderung in normalen nachbarschaftlichen Wohnumfeldern möglich ist. Zugleich machte er Mut, in diese Richtung zu gehen. Pastors Fazit aus Gesprächen während der



Hephata macht jetzt Angebote an 30 Orten in NRW

Wohin läuft die Zeit, wenn sie wegläuft?
In den Keller um Kartoffeln zu holen.
Was sagt die Uhr?
Ein laufendes Geheimnis.
Was macht die Zeit, wenn sie blöd ist?
Wecken, wenn man tief schläft.
Was macht die Zeit, wenn wir schlafen?
Wartet darauf, dass es wieder Tag wird.

(Sarah Roemer)



© Gerhard Seybert - Fotolia.com



der Zeit:
Die
Schranken Sind
Für Gurken Zu.
Der EHEC Ist Dran
Schuld.

(Marcel Römer)

© O.M.I. - Fotolia.com



Jetzt wird es Zeit,
weil die Zeit eilt;
denn der junge Helmut will zur Maid.
Der Weg ist zu weit,
doch er wird nicht gescheit;
denn er will zu seiner Maid.
Auch wenn es schneit!

(Helmut Schneider)

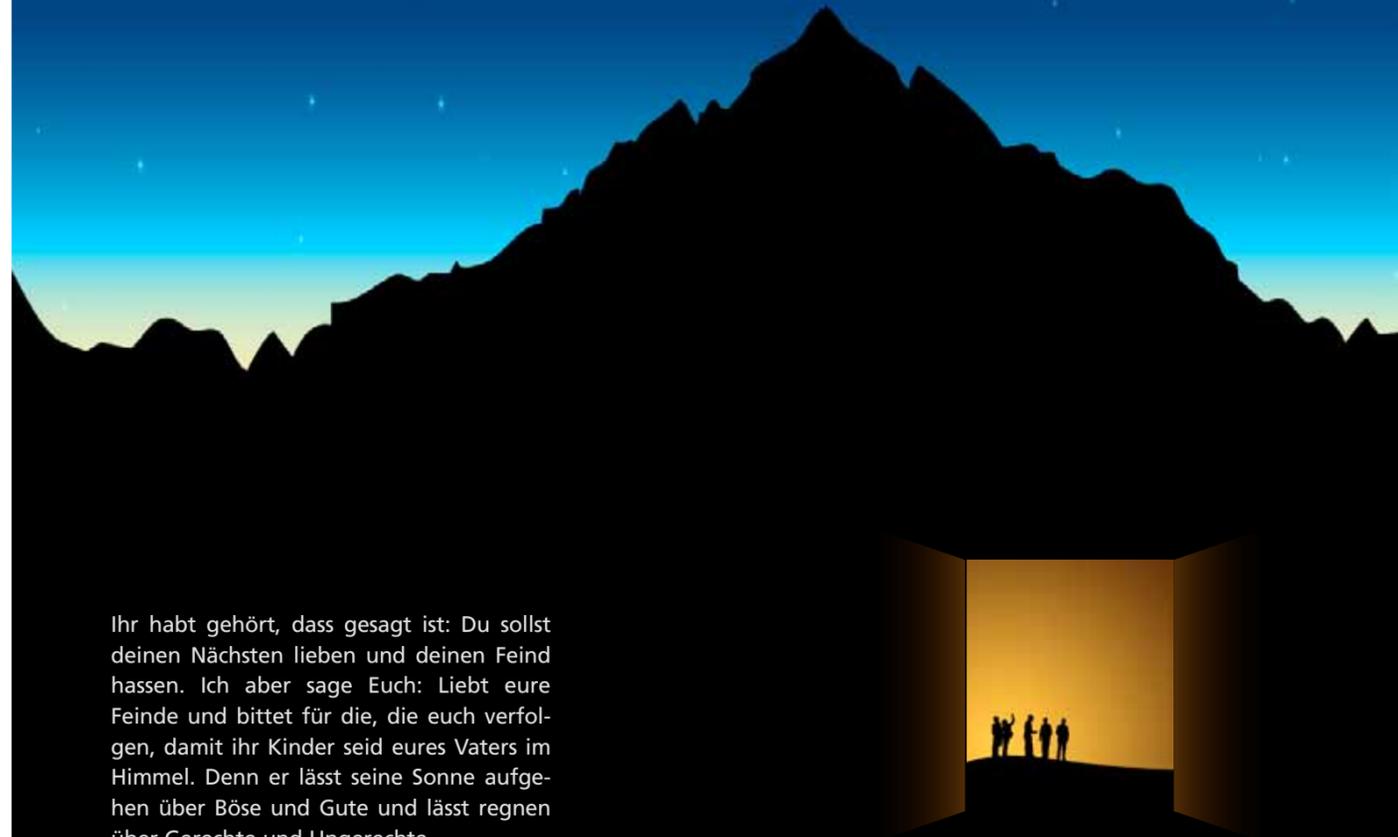
© Václav Mach - Fotolia.com



Anmerkung der Redaktion: Der Text „Wohin läuft die Zeit“ von Sarah Roemer wurde im Rahmen des von „Die Wortfinder e.V.“, Bielefeld, ausgeschriebenen Literaturwettbewerbs „Die Zeit und der Kalender“ 2011 unter 350 Einsendungen zum Abdruck in einem Kalender ausgewählt.

Text: Christian Dopheide

Illustration: Udo Leist aus Material von Jpoeck und Fluidworkshop, fotolia



Ihr habt gehört, dass gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage Euch: Liebt eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen, damit ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte.

Mt. 5, 43-45

Dass man mit der Bergpredigt Politik nicht machen könne, das hat man mir in den 80er Jahren vorgehalten, als ich mit vielen anderen im Bonner Hofgarten stand, um meinem Unwillen zur Nachrüstung Ausdruck zu verleihen. So ganz sicher war ich mir der Sache damals nicht, das muss ich zugeben. Schließlich sah auch mein alltägliches Leben nicht unbedingt nach Bergpredigt aus. Nicht, dass ich von echten Feinden gewusst hätte. Aber unterschieden zwischen denen, die mir recht waren und denen, von denen ich mich lieber fern hielt, das habe ich sehr wohl. Wirklich aufgelöst habe ich die Knoten dieser Widersprüche nicht. Aber unterm Strich fand ich es ganz sinnig, dass man bis Moskau sehen konnte: diese Deutschen wollen eine weitere Drehung der Rüstungsspirale nicht mehr mitmachen. Noch heute meine ich, der Protest gegen den „Doppelbeschluss“ habe zu den anschließenden Verhandlungserfolgen ähnlich viel beigetragen wie der Beschluss selbst. Bloß eine Selbstrechtfertigung?

Mittlerweile scheint mir, wir nähern uns weltweit dem Punkt, von dem an nur noch mit der Bergpredigt erfolgreich Politik gemacht werden kann. Es gibt kein „Außen“ mehr, in das wir unsere Feinde versetzen könnten, um sie dort auf Gedeih und Verderb zu bekämpfen.

Die Vernetzung aller mit allen ist so weit voran geschritten, die Dominanz globaler Probleme nimmt in einem Maße zu, dass mehr und mehr die globale Perspektive den kleinsten Rahmen bietet, in dem die Lösung unserer drängendsten Probleme denkbar scheint. „Global Village“: was damals, in den 80ern, noch Vision war, ist heute fast schon Realität. Und es gibt ziemlich viel Zoff im Dorf.

„Der Herr lässt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ Wie kann in einer Zeit, da dem Kulturkreis, dem diese Ethik entstammt, nur ein winziger Bruchteil des Globus überhaupt bekannt war, die globale, ja, die universale Perspektive zum Ausgangspunkt aller weiteren Aussagen werden? Dies ist für mich das eigentlich Faszinierende am Evangelium. Im Moment der maximalen Konzentration – „Christus allein!“ – öffnet sich der universale Horizont: „In Ihm die ganze Welt!“ Die Exklusivität dieses Glaubens fällt ineins mit der Inklusivität einer Liebe, die noch ihre Feinde meint. Und mit der Universalität einer Hoffnung, die auch in bedrohter Zeit (die wir heute haben!) nicht in Romantik zurückfällt, sondern die Zukunft vorne sucht.

Die Inklusion, von der in diesem Heft die Rede ist, sie ist also nur ein Anwendungsfall der Inklusion, die uns als Menschheitsaufgabe gestellt ist. Seit Menschengedenken leben wir mit der Idee, es gäbe ein „Draußen“, wo die Feinde sind. Heute spüren wir mehr und mehr: das war eine Illusion. Die Schöpfung Gottes ist ein „Draußen“ ohne „Draußen“. Es ist die Bergpredigt, die Recht hat. Zu lernen, mit ihr Politik zu machen, das ist weltweit, aber auch bis in unsere Stadtviertel hinein, eine enorm schwierige, aber auch eine ungemein reizvolle Aufgabe.

Christian Dopheide ist theologischer Vorstand der Evangelischen Stiftung Hephata.

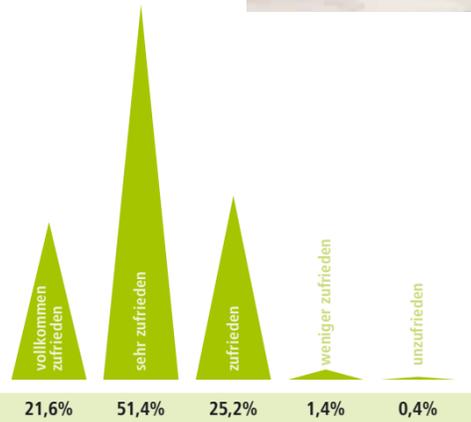
Hohe Zufriedenheit bei den Kunden der Hephata Garten-Shops in Mönchengladbach



Drückt man es in Schulnoten aus, dann erhalten die Hephata Garten-Shops an der Künkelstraße 48a und am Dahler Kirchweg 48 in Mönchengladbach von ihren Kundinnen und Kunden die Note 2,04 für die Zufriedenheit beim Einkauf. Das ergab eine Studie, die Studentinnen und Studenten der Hochschule Niederrhein im Fach Non-Profitmarketing unter Federführung von Prof. Dr. Ingo Bieberstein im Frühjahr 2011 durchführten. Befragt wurden 957 Personen, damit hat die Studie eine solide Basis, wird doch auch die sogenannte Sonntagsfrage – zum Stand der Parteien in der Wählergunst – nur bei 1000 Personen erhoben.

Setzt man die ermittelten 2,04 – die ja zugleich eine gute Note für alle Mitarbeitenden des Garten-Shops ist – bundesweit ins Verhältnis, wird deutlich, dass die Garten-Shops führen; denn deutsche Marktanalysen ergeben bezogen auf Gartencenter allgemein eine Zufriedenheitsnote von 2,45 und zum Beispiel für den Baumarkt und Gartenartikelanbieter Hornbach 2,24.

Schaut man die **Kundenzufriedenheit** im Detail an, dann waren 21,6% der Befragten vollkommen zufrieden, 51,4% sehr zufrieden, 25,2% zufrieden, nur 1,4% weniger zufrieden und 0,4% unzufrieden.



Und das waren die Argumente der Kunden für die Zufriedenheit: Breites Sortiment, freundliche Beratung, kompetente Beratung und gute Parkmöglichkeiten. 95,4% der Kunden gaben auf Nachfrage an, sie würden die Garten-Shops weiter empfehlen. Dass sie es auch tun, wurde ebenfalls durch die Umfrage belegt, denn 31,3 % der Befragten gaben an, sie seien durch Freunde und Bekannte auf die Garten-Shops aufmerksam geworden.

Damit wird Hephata darin bestätigt, Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderung gerade auch dort zu schaffen, wo es um Kontakt und Begegnung mit dem sogenannten „Endverbraucher“ geht. Denn auch diese „geschäftliche“ Begegnung führt zu mehr gegenseitigem Verständnis oder ganz einfach zu normalem Umgang. **Insgesamt haben derzeit mehr als 80 Personen mit Handicap ihren Arbeitsplatz in den Hephata Garten-Shops sowie im angegliederten Garten- und Landschaftsbau.**



Da es wesentliches Ziel der Hephata Garten-Shops ist, Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderung zu schaffen, war es spannend zu erfahren, wie die Kunden die behinderten Mitarbeitenden sehen und einordnen: 87,5 % beantworten die Aussage „Ich will, dass behinderte Menschen eine wichtige Aufgabe im Leben erhalten“ mit „Ja“. 68,4 % geben an ein gutes Gefühl zu haben, wenn sie in einer „Behinderteneinrichtung“ einkaufen.

41,9% der Kunden gaben an, persönliche Erfahrungen mit Menschen mit Behinderung zu haben.



Falls Sie noch nicht zu den Garten-Shop-Kunden gehören, überzeugen Sie sich selbst von der Qualität der Leistung. Schauen Sie einfach mal rein. Gern können Sie sich auch unter www.hephata-garten-shop.de über die Garten-Shops und ihre jeweiligen Angebotsaktionen informieren.

Dieter Kalesse



garten-shop

HEPHATA. **unternehmen mensch.**

Garten-Shop

MÖNCHENGLADBACH, KÜNDELSTRASSE 48A



Ganz gleich ob → Opernliebhaberin → Borussia-Fan → leidenschaftlicher Golfer → Hundefreund → Mini-Fahrerin → Handwerker, oder.....oder....oder, überraschen Sie die Dame oder den Herrn Ihres Herzens mit einem **Motto-Advents-Kranz** gefertigt im **Hephata Garten-Shop**.



Besuchen Sie auch unsere **Weihnachts- und Adventsausstellung**, damit Ihr Zuhause zu den Festtagen so richtig gemütlich weihnachtlich werden kann.

Neben Pflanzen, Kerzen und Beleuchtung finden Sie eine große Auswahl an **Dekorations- und Geschenkartikeln**.

Gut einkaufen und zugleich Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderung sichern



ÖFFNUNGSZEITEN:
Mo. – Fr.: 9.30 – 19.00 Uhr
Sa. 9.00 – 18.00 Uhr

Weitere Garten-Shops finden Sie auch

IN MÖNCHENGLADBACH: Dahler Kirchweg 48 (abweichende Öffnungszeiten)

IN METTMANN: Benninghofer Weg 83 (abweichende Öffnungszeiten)



AUS DEN
Fördervereinen und
Elterninitiativen

„Integration ist für mich ein Prozess. Inklusion ein Zustand.“

„Inklusion? Das ist ein sehr theoretischer Begriff, ich halte ihn für sehr übertrieben, was zum Beispiel die damit zusammenhängenden Änderungen in den Schulen angeht. Ich sehe das sehr kritisch!“ Fragt man Anke Franzen nach ihrer Meinung zur Inklusion, so bekommt man sie zu hören. Begeisterung klingt anders, denkt man sich. Und auch ihr Mann Uli ist nicht überzeugt davon, dass eines Tages alles inklusiv sein wird: „Inklusion steht ja eigentlich schon im Grundgesetz, nämlich dass niemand wegen seiner Behinderung benachteiligt werden darf. Das wird nur nicht gelebt. Es ist wohl auch nicht ganz einfach. Aber die Leute dafür sensibel zu machen, das finde ich gut.“

Das Ehepaar Franzen aus Essen weiß, wovon es spricht. Sie ist Verwaltungsangestellte in einer Integrationsfirma, er selbstständiger Versicherungsunternehmer. Sie beide sind Eltern von zwei Töchtern, der 22jährigen Kristina und der 25jährigen Sarah-Lisa, einer jungen Frau mit dem Turner-Syndrom. Seit fast drei Jahren wohnt Sarah-Lisa in ihrer eigenen Wohnung, Unterstützung erhält sie von Mitarbeitern der Evangelischen Stiftung Hephata. Genau so wie sie es immer haben wollte, „denn Sarah-Lisa hat immer schon gesagt, dass sie vor ihrer Schwester von zuhause ausziehen wollte“ berichtet die Mutter nicht ohne Stolz von dem selbständigen Wesen ihrer ältesten Tochter. Manchmal sehen sich Mutter und Tochter zwei Wochen am Stück nicht, etwas, was ganz normal ist.

Besonders, da ständig was los ist, bei allen Familienmitgliedern. Sarah-Lisa arbeitet als Hauswirtschaftskraft in einem Altenheim, spielt Gitarre in einer Band, trifft Freunde und plant ständig neue Reisen – in diesem Jahr geht es nach San Francisco. Kristina studiert seit kurzem in Magdeburg, und auch Hund Krümel möchte mehrmals am Tag die Welt erkunden. Dass eine ihrer beiden Töchter behindert ist, das fällt hier irgendwie gar nicht auf. „Und wenn einmal ein Telefonvertreter anruft und uns nervt, dann freuen wir uns, wenn Sarah-Lisa zufällig da ist und dran geht, denn dann sagt sie einfach: Ich kann Ihnen nicht helfen, ich bin behindert.“ erzählt Mutter Anke lachend.

Wie für sie echte Inklusion aussähe? Was sich die Eltern wünschen würden?

„Ich würde mir wünschen, dass es normal wäre, wenn jemand behindert ist“ sagt Anke Franzen nach einem kurzen verträumten Blick nach draußen. „Und dass sie einen Arbeitsplatz findet, der ihr Spaß macht.“ Ihr Mann erklärt: „Eigentlich hat sie ihren Traum Arbeitsplatz auch schon gefunden, als Hauswirtschaftskraft in einem Kindergarten. Doch die Leiterin dort hat keinerlei Kooperationsbereitschaft gezeigt.“ Ein weiterer Grund also, warum die Franzens die Inklusions-Fanfaren nur sehr, sehr leise erklingen lassen.

„Inklusion müsste im Kopf der Menschen passieren, das kann man nicht von außen aufsetzen. Das ist einfach schwierig“ resümiert die Mutter. Dem stimmt der Vater zu: „Integration ist für mich ein Prozess. Inklusion ein Zustand.“ Und deshalb wünschen sich die Eltern vor allem eins für ihre lebensfrohe, selbstbewusste Tochter: „Dass sie so bleibt, wie sie ist!“



Im Sommer 2009 zogen sieben junge Menschen mit geistiger Behinderung – darunter Sarah-Lisa Franzen – in ihre eigenen vier Wände auf der Bunsenstraße in Essen. Die Wohnungsbaugesellschaft Immeo gestaltete das Haus in eine Wohngruppe mit sieben Apartments um, die Assistenzleistungen beziehen die Bewohner von der Evangelischen Stiftung Hephata. Familie Franzen war von Anfang an bei der Planung dabei, einem in diesem Fall zweijährigen intensiven, oftmals grade für die Angehörigen schwierigen Prozess. Grund genug für uns, hier einmal nachzufragen, wie und ob Inklusion spürbar ist.

Sonja Zeigerer



Wir sind Ihre Bank.

Als erste evangelische Kirchenbank und eine von wenigen Banken in Deutschland setzt die Bank für Kirche und Diakonie – KD-BANK einen Nachhaltigkeitsfilter für ihre eigenen Wertpapieranlagen ein. Alle Kunden, die Spar- oder Termineinlagen bei uns unterhalten, profitieren automatisch vom Nachhaltigkeitsfilter der Bank.

Sie können sich sicher sein, dass auch die Kundengelder, die nicht als Kredite an Kirche und Diakonie herausgelegt werden, bestmöglich unter der Berücksichtigung nachhaltiger Kriterien angelegt werden. Außerdem beraten wir Sie gern bei Ihrer Auswahl nachhaltiger Aktien und festverzinslicher Wertpapiere.

Nähere Informationen: www.KD-BANK.de/Nachhaltigkeitsfilter



Bank für Kirche und Diakonie eG – KD-BANK
www.KD-BANK.de ■ Fon 0231-58444-0 ■ Info@KD-BANK.de

Impressum

HephataMagazin

Einblicke - Ansichten - Ausblicke
10. Jahrgang

Herausgeber:

Evangelische Stiftung Hephata
Hephataallee 4
41065 Mönchengladbach
Direktor Pfarrer Christian Dopheide
Telefon: 0 21 61 / 246 - 0
Telefax: 0 21 61 / 246 - 212
E-Mail: post@hephata-mg.de
Internet: www.hephata-mg.de

Beirat:

Karsten Bron, Oberhausen
Oberkirchenrat Klaus Eberl, Wassenberg
Reinhard Lenders, Mettmann
Prof. Dr. Johannes Roskothen, Düsseldorf
Vanessa Schäfer, Mettmann
Prof. Dr. Erik Weber, Frankfurt

Redaktion:

Dieter Kalesse
Telefon: 0 21 61 / 246 - 199
E-Mail: dieter.kalesse@hephata-mg.de

Konzept / Grafik Design:

Udo Leist, Studio für Kommunikationsdesign,
41466 Neuss, Tel.: 0 21 31 - 74 54 88

Druck:

Hermes Druck und Verlag GmbH, 40221 Düsseldorf

Spendenkonto:

1112
KD-Bank, Dortmund
BLZ 350 601 90

Alle Freunde und Förderer der Evangelischen Stiftung Hephata erhalten das HephataMagazin kostenlos.

Copyright©

Evangelische Stiftung Hephata, Udo Leist - Kommunikationsdesign

Alle Rechte vorbehalten, fotomechanische oder elektronische Wiedergabe auch einzelner Teile, sowie Nachdruck nur mit Quellenangabe und Genehmigung des Herausgebers.

Die Evangelische Stiftung Hephata ist Mitglied in:

Diakonie

VdDD
Verband diakonischer Dienstgeber
in Deutschland

Brüsseler Kreis

Bundesverband
evangelische
Behindertenhilfe
BeB



hep-shop

HEPHATA. **unternehmen mensch.**

Gebrauchtwarenmarkt

MÖNCHENGLADBACH, RHEYDTER STRASSE 188

seit November auf **1.300 qm Verkaufsfläche** erweitert



**Das Paradies für
Schnäppchen-Jäger
und Kuriositäten-
Sammler!**

SIE FINDEN:

Möbel

vom modernen Glas-Couchtisch
bis zum alten Kiefernholz-Vertiko

Bekleidung

vom Kinderanorak
bis zum Designer-Damen-Mantel

Hausrat

vom Fernseher bis zum Fondue-Set

Kuriositäten

von der Pickelhaube
bis zum antiken Puppenwagen

natürlich auch

Bücher, Videos, DVDs und Schallplatten

ÖFFNUNGSZEITEN:

Mo. – Fr.: 9.30 – 18.00 Uhr

Sa. 9.30 – 14.30 Uhr

Weitere Hep-Shops finden Sie auch

IN MÖNCHENGLADBACH: Albertusstraße 22 – 24 **und** Odenkirchener Straße 12 – 14

IN NEUSS:

NOAH-Shop, Further Straße 89a, Öffnungszeiten, wie oben, aber montags geschlossen